



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

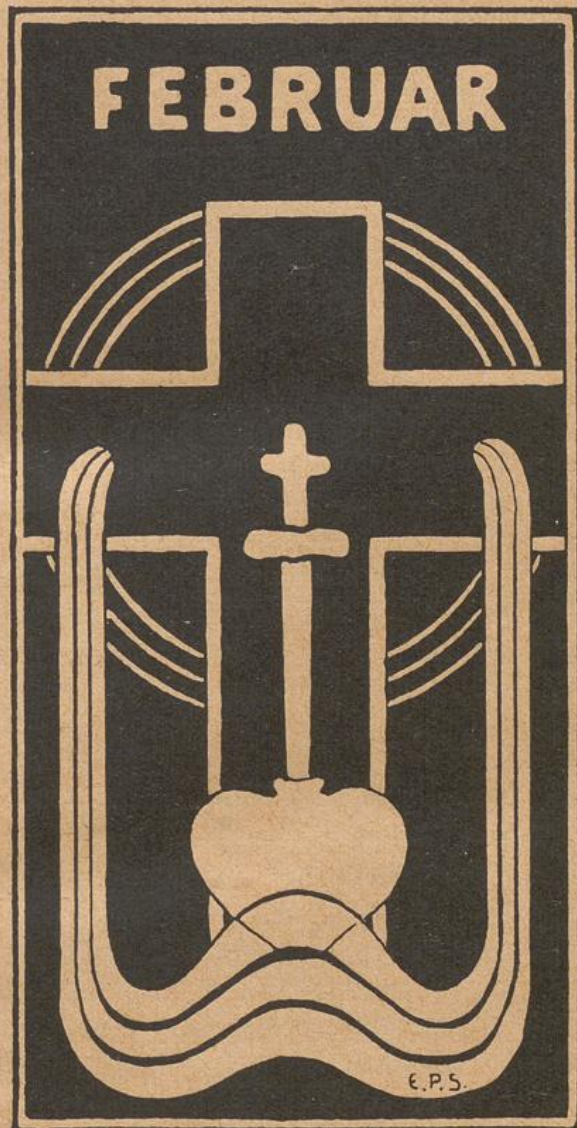
Caritasblüten aus der Mission 1931

2 (1931)

Caritasblüten

Nr. 2

1931



O Kreuz, Altar dem Herzen,
Bei dir ich ruhen will,
Du sänftigst alle Schmerzen
Und machst die Seele still.

Zur Höhe winkt dein Zeichen,
Wo Tugend Kronen slicht,
Und gibst, sie zu erreichen,
Das Gotterkenntnis-Licht!

Aus dem Mutterhaus

All unsern lieben Lesern, welche die Reiseberichte unserer Ehrwürdigen Mutter Generaloberin mit Interesse gelesen, möchten wir nun mitteilen, daß die Ehrwürdige Mutter mit ihrer Begleiterin Schwester Ebba endlich von der langen Visitationsreise zurückgekehrt ist.

Am 7. November landeten beide in Genua und lenkten ihre Schritte dann zur Ewigen Stadt, um unserm hohen Protektor, dem Kardinal van Rossum, in der Propaganda, Rechenschaft über die große Visitation in Ost-, West- und Süd-Afrika abzulegen. Mit sichtlicher Freude vernahm Se. Eminenz all die interessanten Berichte, welche ihm Ehrwürdige Mutter zu geben hatte.

Ehrwürdige Mutter und ihre Begleiterin hatten auch das Glück, beim Heiligen Vater eine Privataudienz zu erlangen, in welcher Se. Heiligkeit mit großem Interesse in deutscher Sprache sich nach dem Zustand der Missionen und der Genossenschaft erkundigte und nicht nur allen Mitgliedern der Kongregation, sondern auch allen Anverwandten der Schwestern, allen Wohltätern, Freunden und Gönnern, und nicht zuletzt den Lesern der Caritasblüten seinen päpstlichen Segen erteilte.

Se. Eminenz Kardinal van Rossum sprach auch mit der Ehrwürdigen Mutter Generaloberin eingehend über alles, was die Missionstätigkeit befördern könne, und äußerte sich sehr lobend sowohl über die Visitation als auch über die großen Erfolge, womit die schweren Opfer und Arbeiten der Missionare und Missionarinnen gekrönt werden.

Unsere beiden lieben Reisenden verließen dann Italien, um bald die Heimat zu erreichen, und wurden mit großem Jubel erst auf den Filialen, die sie im Rheinland berührten, und dann in Paderborn und Neuenbeken begrüßt; hier bereiteten ihnen Schwestern und Missionsschülerinnen einen herrlichen Empfang. Zuletzt landeten sie im Mutterhaus „Heilig-Blut“, wo ein nicht endenwollender Jubel sie mit Fackelzug und Liedern empfing.

Nun hat die Ehrwürdige Mutter ihre schweren Arbeiten im Mutterhaus wieder aufgenommen, und die Ehrw. Schwester Ebba leitet wieder in gewohnter mütterlicher Weise das Noviziat. Möge der liebe Gott dasselbe recht bevölkern, damit allen dringenden Bitten um neue Kräfte Gehör gegeben werden kann.

Herr, sende Arbeiter und Arbeiterinnen in Deinen Weinberg!

Die Missionschwester als Erzieherin

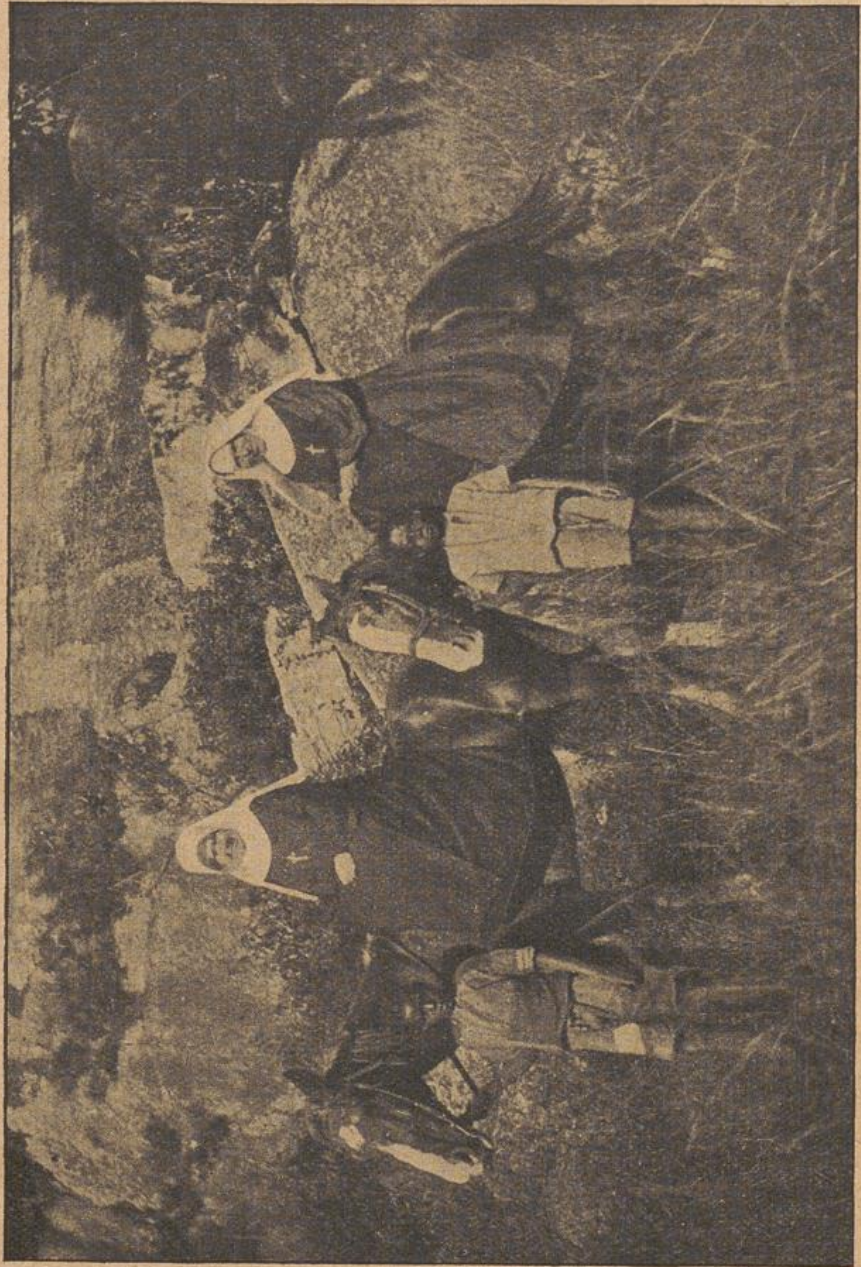
Von einer Missionschwester in Rhodesia

Wenn die Erziehung im allgemeinen so außerordentlich schwierig und von geradezu unendlicher Tragweite ist, wie viel mehr gilt das von der Erziehung und Kultivierung roher Naturvölker. Da mag es für den einen oder andern der lieben Leser nicht ganz uninteressant sein, Erfahrungen aus dem Missionsleben ein wenig beleuchtet zu lesen. Zwei Faktoren kommen da in Betracht, die Seele des apostolischen Arbeiters und die des Wilden.

Also zunächst etwas über die Persönlichkeit der apostolischen Arbeiterin, ich meine die Missionschwester, denn hierüber und über die Erziehung der eingeborenen Mädchen kann ich aus Erfahrung reden. Gott wählt mit Vorliebe das Schwache und Kleine zur Verwirklichung seiner erhabensten Ideen, damit alles Ihm allein zugeschrieben werde. Ein Katholik, dem wir vor unserer Afrika-Reise vorgestellt wurden, schüttelte bedenklich den Kopf; da hatte er sich doch ganz anderes Missionspersonal vorgestellt. Das sind ja die reinsten Kinder, meinte er. Diese „Kinder“ nun traten vor sieben Jahren die große Reise übers Meer an, hinüber zum dunklen Erdteil. Halb freudig erwartungsvoll, halb bange und zagend waren die Zukunftsträume; tief unten im Grunde der Seele der feste heilige Entschluß, einfach dem Ruf des Heilandes zu folgen zu einem entsagungsreichen Werk. Darüber aber, an der Oberfläche der Seele, wogte und wallte auch viel jugendliches Drängen und Sehnen nach romantischen Erlebnissen.

Afrika — es ist unbeschreiblich, welche seltsame Gefühle wach wurden, als seine steinige, rotbraune Küste zum ersten Mal vor unsern Blicken auftauchte. Was lag dahinter? Die Eindrücke waren so neu und so schnell aufeinander folgend, daß man für geraume Zeit ordentlich aus dem seelischen Gleichgewicht geriet. Zu starke und zu lang andauernde Erregungen reagieren durch geistige Schlassheit und Überdruß. Das bei uns um so mehr, als wir, nachdem wir an all den wechselnden zum Teil großartigen Landschaftsbildern vorbeigefahren waren, zu unserer großen Enttäuschung in einer sehr flachen und öden Gegend nicht weit von der Kalahariwüste zum dauernden Aufenthalt uns niederließen. Der Anblick war trostlos, überall nur öde Steppe, nur hie und da verkrüppelte Baumgruppen. Wie schmerzlich vermißten wir da die lieblichen Auen der Heimat; wie sehnsüchtig spähte das Auge aus, um auch nur ein wenig blaue Ferne, einen Hügel oder irgendein Wässerlein zu entdecken. Dann suchte ich das Herz zu entschädigen mit dem Anblick des tropischen Sternenhimmels mit seiner großen leuchtenden Milchstraße, die sich quer fast über den ganzen Himmel hinzieht. Auch das Kreuz des Südens hatte großen Reiz. Die

majestätische Schönheit und Ruhe der Nacht wirkt so wohltuend nach hartem Tagewerk; wir aber fühlten dann den herben Schmerz des Heimwehes nur um so mehr. Tag für Tag der Umaang mit Wesen, die mehr Tieren als Menschen gleichen in



Schwester Julia und Schwester Gaudiosa auf einer Missionstour.

ihren unheimlichen Wutausbrüchen, dem unbändigen Freiheitsdrang und den ungehobelten Manieren. Doch gottlob, da war keine Zeit zu tatenlosem Träumen. Im Anfang waren wir noch ohne Arbeitshilfe; da hieß es, alles allein tun; und was

für Arbeit? Da lag ein unheimlicher Berg von Leib- und Kirchenwäsche, der, ich weiß nicht seit wie lange Zeit aufgespeichert war. Wir waren nämlich längere Zeit vor unserer Ankunft erwartet worden, und so wurde alles Flickern und Ausbessern immer aufgeschoben. „Die Schwestern kommen ja“, hieß es. Und wer wollte es den armen Brüdern verargen, mußten sie doch, wenn sie nicht gar so zerrissen herumgehen wollten, ihre Sachen nach hartem Tagewerk spät abends und an Sonntagen notdürftig etwas zurecht richten.

Und nun ging's ans Brotbacken. Das war nicht leichter. Hierzulande gibt es keine Hefe, die wird durch Hopfen ersetzt. Aber alles muß gelernt sein. Trotz sorgfältigster Arbeit waren die ersten Brote hart wie Stein. Schließlich, nach wiederholten Instruktionen des guten Bruders Koch, gediehen die Brote prächtig.

Dann kamen bald nach unserer Ankunft Wolkenbrüche. Im Nu sind alle Wege und Stege in reißende Bäche verwandelt; ja manchmal schaut das ganze Land aus wie ein See. Die Wolken liegen so tief, und alles ist in Dampf und Nebel gehüllt, daß man Häuser oder Bäume kaum sieht. Draußen wuchs das Gras bis an die Veranda unseres Hauses beinahe mannhoch. Da kann man sich vorstellen, wie man ausfah, wenn man nach solch einer Schauer sich einen Weg durchs Gras bahnen mußte. Es hieß also Wege machen. Glücklicherweise hatten sich inzwischen etwa 20 Mädchen bei uns zum Lernen eingefunden; da ging die Arbeit etwas leichter von statten. Doch auch da wieder eine neue Schwierigkeit, denn wir konnten uns ja nicht verständigen. Wir mußten zwei Sprachen auf einmal lernen, da das Englische keiner aus uns geläufig war. Unsere Zeichen und lallenden Sprechversuche wirkten auf die Leutchen so komisch, daß sie immer wieder in schallendes Gelächter ausbrachen. Solange ihnen der Umgang mit uns Schwestern neu war, gefiel ihnen das Leben nicht schlecht. Was sie nicht tun wollten, das gaben sie vor, nicht zu verstehen, und machten sich ihr Leben so leicht und interessant, als es eben ging. Aber dann mußten wir doch allmählich allen Ernstes auf die Tagesordnung dringen. Der Reiz des Neuen war mittlerweile verflogen, und da machten sie dann unverhohlen ihrer Enttäuschung Luft. Eines schönen Tages waren sie alle bis auf zwei oder drei ausgerissen. „A ti di ku gara pano, masisters a no ti ohusha.“ (Wir wollen nicht hier bleiben, die Schwestern schikanieren uns.) Kein Wunder, daß ihnen die aufgezwungene Ordnung wie Schikanieren vorkam, wenn man damit das Leben im Kraal vergleicht. Treffend faßt der Kaffer seine Lebensaufgabe in die kurzen Worte zusammen: „Ku rima doro (Bier pflügen), ku jakura doro (Bier jäten), ku scheka doro (Bier schneiden), ku pura dora (Bier dreschen), ku sorora doro (Bier rasten). Der Sinn ist dieser: Die Felder werden bestellt, daß man Korn

gewinnt zum Bierkochen. Ist dieses Hauptziel erreicht, dann kann er sich den Rest des Jahres dem süßen Nichtstun hingeben, das dann die Ursache wird zu wüsten Trinkgelagen, Schlemmereien, Tänzen und schlimmeren Sachen. Solche alte eingewurzelte Lebensgewohnheiten sind natürlich äußerst schwer auszurotten. Erst kürzlich wieder hörte eine unserer Kandidatinnen eine Unterhaltung jüngerer Zöglinge, welche verabredeten, nach den Ferien nicht mehr zurückzukommen. Warum waren sie überhaupt hergekommen? — Der Vater oder Vormund hatte sie durch schwere Mißhandlung zwingen wollen, als 2. oder 3. Weib zu einem Heiden zu gehen. Da waren sie davongelaufen oder durch einen christlichen Buben, der sie für sich haben wollte, hierher gebracht worden. Es ist ja schon viel, wenn sie sich zur Flucht aufraffen können, sind doch viele viel zu stumpfsinnig, als daß sie zur Bewahrung ihrer persönlichen Freiheit auch nur einen Finger rühren möchten. Von den wenigen „Mutigen“ desertieren die meisten schon nach wenigen Tagen oder Wochen; wenn sie ein ganzes Semester durchhalten, kann man das als eine Art Heroismus bezeichnen. Das also ist das Material, das wir solange bearbeiten müssen, bis durch Gottes Gnade vernünftige Menschen, Kinder Gottes und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geschaffen werden.

Vor allem gilt es, der den Kindern angeborenen absoluten Willenlosigkeit zu Hilfe zu kommen. Was sie an Kleidern und sonstigen Habseligkeiten mitbringen, wird sorgfältig hinter Schloß und Riegel verwahrt. Kommt dann die Lust durchzugehen, so müssen sie sich erst ihre Sachen erbitten. Die Schwester, die die Absicht des Kindes gleich merkt, vertröstet sie von einem Tag zum andern, bis sich der Sturm da drinnen gelegt hat. Dieses hat dem Teufel schon manches Opfer abgelistet. Eine andere Kriegslist ist diese: Kinder, die heimlich fortlaufen, werden in der Folge mit unerbittlicher Strenge als Fremde behandelt, während die andern, die nach erhaltener Erlaubnis nicht aus den Ferien zurückkommen, vor wie nach unsere Kinder bleiben und als solche bei ihren Besuchen an hohen Festtagen manche Vorrechte vor den „Fremden“ genießen. Vor den Ferien muß nun jedes Kind fest und bestimmt im Beisein der Schwester Oberin und einer andern Schwester erklären, ob es zurückkommen will oder nicht. Und dieser Willensentschluß wird gebucht. Sonderbarerweise macht das Buchen bei diesen Leuten einen außerordentlichen Eindruck. So kam kürzlich eine, die sich durch einige Monate langen Unterricht auf die Heirat vorbereitete. „Schwester, schreib meinen Namen ja nicht ins Schulregister, ich kann unmöglich bis zu den nächsten Ferien hierbleiben.“ Was einmal ins Buch geschrieben ist, das ist unabänderlich. Also heißt es vorher gut überlegen. Die Schwester sucht natürlich durch alle möglichen Mittel die Wahl zum

Besseren zu begünstigen, indem sie die Bestimmung des Menschen, sein zeitliches und ewiges Wohl und Wehe in den lebendigsten Farben schildert. Da ist es denn höchst interessant, die Wirkung des christlichen Unterrichts in den Seelen zu beobachten. Naturmenschen sind ihrer geistigen Befähigung nach wie kleine Kinder. Innerliche Vorgänge spiegeln sich getreu im Äußeren wider. Und siehe da, welcher Kampf, welch hartes Ringen! Die eingefleischten Gewohnheiten sind stark, die daraus entspringenden scheinen unwiderstehlich, fast wie der Instinkt eines wilden Tieres. Oft schon haben wir uns entsetzt beim Anblick eines solch ringenden Wesens, das uns unwillkürlich



Driefontein, Rhodesia.

Neues Mädchenhaus mit vier großen Schlafräumen, Nähzimmer, Bügelzimmer, Kandidatinnenhaus und Badeplatz nach hinten, von den lieben Brüdern und schwarzen Jungens erbaut. Dies ist nur der mittlere Teil desselben.

an den gefangenen Löwen erinnerte, der in ohnmächtiger Wut gegen die Wände seines Käfigs schlägt. Was hinderte sie denn, sich für die goldene Freiheit zu entschließen, da von äußerem Zwang keine Rede war? Tief im Grunde der Seele ist etwas wach geworden, ein geheimnisvolles Etwas, das bisher schlummerte, das stärker ist als selbst der wildeste Naturtrieb. Jede Seele schreit ja von Natur zu Gott, ihrem Ursprung. In den Heiden ist dieser Trieb mehr oder weniger erstorben, doch Christus, und nur Er kann ihn zu neuem Leben erwecken. Und wie tut Er das? Gott will die Menschen nicht unmittelbar durch Ihn selbst, sondern durch andere Menschen retten. Nun ist es aber selbstredend, daß die Auferweckung einer Seele ungleich mehr als die eines Leibes nur durch Gottes Kraft ge-

schehen kann. Christus hat diese auferweckende Kraft nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nur den Gliedern seiner Kirche mitgeteilt, und nur solche sind zu dem „göttlichsten aller göttlichen Werke“ tauglich, bei denen die Eigenliebe dem Wirken der Gnade nicht hindernd im Wege steht, mit anderen Worten, die den natürlichen Menschen täglich mit Christus ans Kreuz heften, auf daß der geistige Mensch ein gefügiges Werkzeug in der Hand Gottes sei.

Kurz vor meiner Abreise nach Afrika las ich wie zufällig in einem Werkchen von Lallement, daß der apostolische Arbeiter, wenn er erfolgreich wirken wolle, sich selbst wenigstens einigermaßen schon abgestorben sein müsse. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde mir durch einen kleinen Vorfall im vergangenen Jahre in ein helles Licht gerückt. Wir waren eine Woche lang fortgewesen in Exerzitien auf einer unserer Nachbarstationen. Als wir zurückkamen, erzählten uns unsere sechs Kandidatinnen, denen wir die Sorge fürs Ganze übertragen hatten, es sei Besuch von „Morgenstern“ dagewesen, das ist eine sogenannte „Dutchreformed Mission“, und einer der Ersten dieser Sekte ist unser unversöhnlichster Gegner. Da unser Wirken in den lokalen Blättern hervorgehoben worden war, wollten sie sich durch den Augenschein überzeugen. Da die Schwestern nicht zu Hause waren, glaubten sie leichtes Spiel zu haben, um hinter alle die vermutlichen Schliche zu kommen. Sie stellten eine ganze Flut von verfänglichen Fragen, vorzüglich über all die Punkte, worin sich die wahre Kirche vor den Sekten auszeichnet, vor allem über die Ehelosigkeit und die ewige Jungfräulichkeit der Priester und Ordensleute und die diesbezüglichen Lebensregeln. Auch wollten sie mit allen Mitteln der Überredungskunst die Kandidatinnen dazu bringen, die Klausurräume der Schwestern zu öffnen. Die Antworten dieser armen schwarzen Kinder waren trotz der Schlichtheit so klar und treffend, daß die spitzfindigsten Widerlegungen bald zum Schweigen gebracht waren; zum Türöffnen weigerten sie sich höflichst und entschieden. Ich mußte unwillkürlich an die Stelle denken: „Ich werde Euch Mund und Weisheit geben, was Ihr reden sollt.“ Was diesen Leuten am unbegreiflichsten vorkam, war die Tatsache, daß diese Kandidatinnen schon sechs Jahre auf der Mission und entschlossen waren, dort immer zu bleiben und sich gleich den Schwestern Gott zu weihen. Aus Erfahrung wohl wissend, wie unbeständig der Charakter dieser Naturkinder ist, fragten sie immer wieder, ob es ihnen denn nicht manchmal recht schwer werde und was sie tun würden, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wüßten. „Dann gehen wir zu unsern Schwestern“, sagten sie, und die reden zu uns, und ihre Worte haben große Macht.“ Der Mensch wirkt alles auf den Menschen durch seine Persönlichkeit. Eine Persönlichkeit im christlichen Sinne kann

nur gebildet werden durch Anschluß und immer inniger werdende Vereinigung mit der einen großen gott-menschlichen Persönlichkeit, des Heilandes der Seelen. Wer eine solche Persönlichkeit werden will, der muß durchdenken und betätigen solche Heilands-worte: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst“, und „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben“, oder „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Für solche er-übrigt sich nur noch ein fester Glaube, der Berge versetzen kann. Tatsächlich aber geschehen in den katholischen Missionen Gna-denwunder, die die Wunder in der physischen Ordnung über-treffen, wie die Seele den Leib. Wahrlich, wenn halb ver-tierte stumpfsinnige Menschen wie diese armen Eingeborenen nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein wahrhaft christliches Leben führen, und das ohne auffallende Wunderzeichen, so ist das so groß, so erhaben, daß es über die natürliche Fassungskraft des Menschen weit hinausgeht.

3

Missionsnachrichten

Aus Driefontein, Rhodesia

H heute hat's hier ein großes Unglück gegeben im Maschinenhaus; doch haben wir gottlob noch Glück beim Unglück gehabt. Der große Wassertank hatte geronnen. Das Wasser hatte den aus Ziegeln und wenig Zement gebauten Fuß, auf dem der Tank ruhte, aufgeweicht, und so stürzte heute morgen gegen 5 Uhr alles mit großem Getöse ein. Der Schaden ist groß. Fast alle elektrischen Batterien sind hin, und ein großer Teil des Gebäudes ist zerstört. Doch hätte es viel schlimmer sein können. Wäre das Unglück nur wenige Stunden später passiert, so hätte es wahrscheinlich ein oder vielleicht mehrere Menschenleben gekostet, weil der Bruder Ingenieur den größten Teil des Tages im Maschinenhaus beschäftigt ist. Das erinnert uns alle an ein anderes Unglück, das sich nicht lange vor unserer Ankunft hier in Driefontein ereignete.

Es war an einem Samstagnachmittag. Der hochw. Pater Superior saß im Beichtstuhl, auf seine Klienten wartend, da hörte er über sich im Turm ein Geräusch, als bombardierte man das Dach des Turmes mit Steinen. In der Absicht, die vermeintlichen Störenfriede fortzutreiben, ging er hinaus, und kaum war er außerhalb des Bereiches der fallenden Steine angelangt, da stürzte der Turm mit solcher Wucht, daß die Mauerstücke durch den Fußboden hindurch in den Keller getrieben wurden.

Wie wunderbar schützt doch Gott seine Diener im Weinberg der Mission!

Wie Solomon, der jetzige Zuluchief, zur Regierung kam

Von Schwester Amata, Maria Trost

Nachdem Dinuzulu, der Vater des Solomon, gestorben war, wurden nach altem Zulugebrauch alle höheren Beamten der Zulus zusammengerufen, um zu beraten, wer der Nachfolger des verstorbenen Königs werden sollte. Hat der scheidende Chief schon selbst einen Nachfolger bestimmt, dann ist es leicht, wenn aber nicht, dann muß nachgeforscht werden, welche Frau von dem verstorbenen König am meisten geehrt und in folgedessen am besten behandelt worden war, deren Sohn nämlich hat dann dadurch ein Recht auf die Königswürde. Aber da war noch eine Bedingung daran angeknüpft; dieser Sohn mußte tapfer, geschickt und witzig sein und einen guten Charakter haben. Seine Mutter brauchte nicht das Großweib, d. h. die Bevorzugteste von allen Frauen seines Vaters zu sein.

Als Dinuzulu noch schwer krank war, bestimmte er in Gegenwart seiner Mutter und seines Onkels und seines ersten Ministers, daß Solomon sein Nachfolger werden sollte. Aber Dinuzulu wurde damals wieder gesund, und seine Mutter und sein Onkel starben vor ihm. Später starb er, ohne daß der erste Minister oder sonst eine hohe Ratsperson anwesend war, und diejenigen, die bei seinem Tode zugegen waren, verbreiteten das Gerücht, er habe David als Nachfolger bestimmt und nicht Solomon. David war aber ein roher Bursche, und somit zogen die echten, wilden Zulus diesen dem anständigeren Solomon vor. Als nun die erste Parlamentsversammlung stattfand, hieß es, „Die letzten Worte des Dinuzulu betreffs des Nachfolgers müßten in Ehren gehalten werden“, und somit fiel das Urteil zugunsten Davids aus. Wenn der erste Minister ein Angehöriger des Ndwandwe-Stammes war, durfte er an der Sitzung nicht teilnehmen. Ein naher Verwandter des Dinuzulu, welcher ebenfalls eine hohe Stelle im Rat hatte, verwarf das Urteil und berief eine zweite Versammlung ein, in welcher Solomon als König erklärt wurde. Wohl 2000 Krieger in Kriegskleidung erwarteten die Ausrufung Solomons als Zuluchief. Der erste Minister schritt sofort zur Vorbereitung der alten Zeremonien, die bei der Krönung eines neuen Königs angewandt wurden. Er rief die verschiedenen Regimenter mit deren Anführern herbei, stellte sie in zwei großen, runden Kreisen auf, dann rief er Solomon in die Mitte eines Kreises und zählte alles auf, was in alten Zeiten bei der Proklamation eines neuen Königs geschehen sei, erklärte aber, daß Solomon ein Christ sei, und daß auch sein Vater Dinuzulu christlich beerdigt worden sei. Somit

müsse ein Teil der Zeremonien fortfallen; an erster Stelle das Töten des Stieres ohne Hörner, von dem das Fett genommen und zur Krönung gebraucht wurde. Daraufhin befahl er, den neuen König zu begrüßen; und rundherum erscholl ein kräftiges Bayeti inkosi.

Drei Monate später begab sich Solomon nach Pretoria, dem Sitz der Regierung und wurde dann dort als Zuluchief angestellt. Der damalige erste Minister Botha, gestorben 1918, sagte zu ihm: „Ich, als Freund Deines Volkes, rate Dir und warne Dich, die Regierung nicht anzunehmen. Du wirst aber regieren, und zwar jene Stämme, welche unter Deinem Vater in Frieden lebten. Laufe nicht viel herum, damit Du Dein Ansehen nicht verlierst. Strafe nicht, bevor Du Dich selbst gut überzeugt hast, und glaube nicht jedermann. Befolge die Gesetze, denn wisse, wenn Du sie nicht befolgst, bin ich, Dein Freund, der erste, der Dich strenge bestraft. Lebe in Frieden mit anderen Stämmen.“

So fuhr denn Solomon heim, dem Zululande zu, und erhielt anfangs L. 300.— und später L. 600.— jährlich.

3

Wer tritt in die Reihen?

Von Schwester M. Theobalda, Mariannhill

Die Schulen in unseren Missionen mehren sich, und die Zahl der Schüler in den einzelnen Schulen wächst erfreulich. Gott sei Dank! Aber die Zahl der Lehrschwestern ist sehr spärlich; ja, sie hat in den letzten Jahren sogar abgenommen, da vier Schulschwestern ihres Alters wegen das Amt niederlegen mußten; drei Lehrkräfte wurden durch Unfall und Krankheit untätig.

Gewiß, unsere jungen eingeborenen Lehrkräfte sind in allen Schulen tätig, und ohne diese Hilfe würde das Missionswerk bald stille stehen. Aber in den Elementar- und großen Tagesschulen empfindet man den Mangel einer Schulschwester als erste Lehrkraft gar sehr. Der Übergang vom unkultivierten Heidentum zum Christentum und zur Zivilisation ist noch zu neu, und die christliche Pädagogik muß noch tiefere Wurzeln schlagen.

Als vor ungefähr zwei Jahren nach einer längeren Unterbrechung an die Spitze der großen Tagesschule in St. Wendel wieder eine Schwester gestellt wurde, äußerte der Schulinspektor in einer Nachbarschule seine große Freude über diesen Wechsel; und als ein Jahr darauf an die Stelle der Schwester eine gute eingeborene Lehrkraft gesetzt wurde, protestierte der Missionar aufs lebhafteste.

Mit herzlichster Freude begrüßen wir die neue mutige Schar unserer Missionschülerinnen in Neuenbeken. Auch hier studieren vier junge Schwestern für das Lehramt. Aber die Not ist so unendlich groß. Die Ernte ist reif, wo sind Arbeiter und Arbeiterinnen? Trotz des größten Eifers braucht es ja noch einige Jahre, bis die jungen Studentinnen die Lücken ausfüllen können.

Gibt es unter der großen Schar angestellter und stellenloser Lehrer und Lehrerinnen in Europa niemand, dessen Herz für die schwarzen Kinder schlägt? Deutsche Lehrerinnen haben durch ihre gediegene pädagogische Vorbildung den Vorzug, daß sie nur die Sprache, die afrikanischen Verhältnisse und einige veränderte Methoden kennenlernen müssen. Die Schulinspektoren wissen solche Kräfte sehr zu schätzen.

Also auf zur Mission, zum stillen bescheidenen Wirken für Gott und die armen kleinen Kinder Chams! Aber nicht nur Lehrerinnen, auch Krankenpflegerinnen und solche, welche Küche, Haus- und Gartenarbeit verstehen, die Liebe haben für arme kleine Waislein, sie alle, alle sind willkommen!

Mariannahill, Süd-Afrika.

3

Die Kehrseite der Heuschreckenplage – kostbare Leckerbissen

Aus Rhodesia

Wenn man unsern Leuten den großen Bußgeist des heiligen Johannes des Täuflers klarmachen will, so ist man in einer sehr kritischen Lage und verschweigt den diesbezüglichen Bibeltext, nämlich, daß er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte. Ausgesuchtere Leckerbissen gibt es ja doch kaum für unsere Leuten. Und die Heuschrecken sind um so köstlicher, je rarer sie sind. Kommt ihnen gerade eine in die Quere, bei der Arbeit oder bei Spaziergängen, so wird sie auf eine Sicherheitsnadel, die hierzulande als Schmuck sehr beliebt ist, aufgespießt und wie eine Brosche angesteckt. Da kann man sich den allgemeinen Jubel denken, als es im Juni oder Juli (genau weiß ich den Monat nicht mehr) 1924 hieß, die „mashu“ (Heuschrecken) sind da. Unsere Kinder hatten noch keine großen Heuschreckenschwärme erlebt, und doch wußten sie instinktmäßig genau Bescheid über das Wo und Wie. „Ja, wo sind denn die Heuschrecken?“, fragten wir halb erschreckt, halb neugierig. Wir dachten nur an die Plage, wie unsere sorglosen Naturkinder, die von der Hand in den Mund leben, jetzt alles verprassen, um dann mit dem größten Gleichmut wochenlang zu darben. „Ei,

seht Ihr denn nicht, da sind sie“, hieß es, und sie deuteten auf eine riesige Wolke in der Gegend der Station, die wir für den Dampf der Eisenbahnlokomotive gehalten hätten.

„Ja, das gibt eine lustige Nacht“, schrien die Kinder jauchzend und händeklatschend. Schwester Rocha, die als alte Afrikanerin schon etwas mehr davon verstand, meinte: „Da werde ich wohl nach Sonnenuntergang mit hinaus müssen auf die Heuschreckenjagd. Die Mädchen werden sich nicht halten lassen; übrigens eine gute Gelegenheit, um Usawi zu bekommen.“ (Usawi ist die unentbehrlichste Zugabe zum Sadza [Maisbrei] aus Milch, Fleisch, Gemüse usw. bestehend.) In der Tat wären wir ohne Heuschrecken nicht durchgekommen.

„Ja, aber Schwester Rocha, Sie wollen doch nicht in der Nacht hinaus?“

„Natürlich will ich das; alles geht, und da kann ich doch nicht die Kinder allein laufen lassen.“

„Aber wann kommen Sie denn wieder?“

„Es wir schon Mitternacht darüber werden.“

Gesagt, getan. In wenigen Minuten sahen wir mit großen Augen und offenem Mund dem nächtlichen Zuge nach. Die Mädchen machten Luftsprünge und schrien, daß es einem durch Mark und Bein ging. Richtig, gegen Mitternacht kam der Zug zurück. Am nächsten Morgen sahen wir uns die Jagdbeute an, etwa sechs große Säcke voll. Wir machten einen auf, da schwirrte und sumimte es durcheinander, daß einem Hören und Sehen verging. „Aber die sind ja noch alle lebendig, die armen Tiere“, meinten wir. Doch im Nu waren sie getötet und ein Teil zum Mahle hergerichtet. Ja, das war ein Schmaus; wie knusperiges Backwerk. Höflichkeitshalber boten sie uns auch welche an, und als sie dann unsere entsezten Augen und abwehrenden Gebärden sahen, versielen sie bald in einen Lachkrampf.

Am nächsten Abend ging's wieder hinaus. Die Kinder sagten einen reichen Fang voraus; und so gingen wir zu drei Schwestern mit. Es war mondhell. Als wir nach etwa 1 $\frac{1}{2}$ stündigem Marsche den Lagerplatz der Heuschrecken, eine Art niedrigen Wald, erreichten, hatten wir das Gefühl, als seien wir in ein Märchenland geraten. Unsere Schwagbasen, denen nichts so schwer fällt wie das Stillschweigen, verhielten sich mäusestill, um die Tiere nicht zu wecken. Der Mond goß sein mildes Licht auf diese Landschaft; die kurios gestalteten Blätter der Bäume nahmen sich wundersam zwischen den verkrüppelten Stämmen und Zweigen der Bäume aus. „Ja, wo sind denn nun aber die ‚mashu‘“, fragten wir im Flüsterton. Ohne etwas zu sagen streiften sie lachend mit beiden Händen an den Rinden herunter und warfen eine Handvoll nach der andern in den Sack. Wir sahen dann genauer zu; richtig, die Rinden waren überall mit Heuschrecken dicht übersät und schimmerten im

Schein des Mondes wie Silber. Die beim Abstreifen wachwerdenden Tiere summten und schwirrten, daß es einem durch Mark und Bein ging; ein eigenartiges Bild. Die dunkeln Gestalten stachen so grell von der mondbeschienenen Umgebung ab; ihre Freude ob des außergewöhnlich reichen und leichten Fanges, der sie vorsichtshalber nicht wie sonst durch Schreien Luft machten, drückte sich doppelt im Gesichtsausdruck und den Bewegungen der Glieder aus. Wie die weißen Zähne blitzten in dem lachenden Mund und die Augen funkelten! In verhältnismäßig kurzer Zeit waren die Säcke gefüllt, und nun konnten sie ihr Verlangen nach den raren Leckerbissen nicht länger bezähmen. Im Handumdrehen war ein Feuer gemacht, und im nächsten Augenblick waren auch schon einige der größten Kerle herausgefischt, getötet, geröstet und verzehrt. Wie das knusperte!

Doch wir wurden bald auf unliebsame Weise in unseren Betrachtungen gestört. Unter dem Habit, Gürtel, und besonders unter dem Schleier war's bei uns lebendig geworden; die erschrockenen Tiere hatten bei uns Unterschlupf und Rettung gesucht. Das krabbelte und zwickte, daß wir recht froh waren, heimzukommen, wo wir uns der lästigen Eindringlinge entledigen konnten. Soviel es ging, hatten wir das schon unterwegs besorgt, und es war köstlich zu sehen, wie unser Hund die Leckerbissen im Sprunge erhaschte und verspeiste. Auch die Hühner bekamen manchen Festschmaus. Manche Farmer fütterten in jenem Jahre fast ausschließlich mit Heuschrecken, so daß die Eier einen merkwürdigen, öligen Geschmack davon bekamen. Im allgemeinen hatten die Heuschrecken nicht viel Schaden in den Feldern angerichtet. Fast überall gelang es, die Schwärme durch ohrenbetäubendes Lärmen mit alten Eimern und Deckeln usw. zu verscheuchen; aber die Farmer fürchteten sehr für das nächste Jahr, weil die Heuschrecken sich in unheimlicher Zahl vermehren und überall ihre Eier ablegen. Da ordnete die Regierung eine allgemeine Vertilgungsmethode durch Gift an, was Gott sei Dank gute Wirkung getan hat.

Unseren guten Schwarzen war das natürlich gar nicht recht.

κ

**Tugend hört auf Tugend zu sein,
fällt nur ein Tropfen Gefallsucht hinein.**

κ

**Das Mißtrauen auf sich selbst und das Vertrauen auf Gott sind
die zwei Schalen der Waage; je höher das eine, desto tiefer das
andere.**

Franz von Sales.

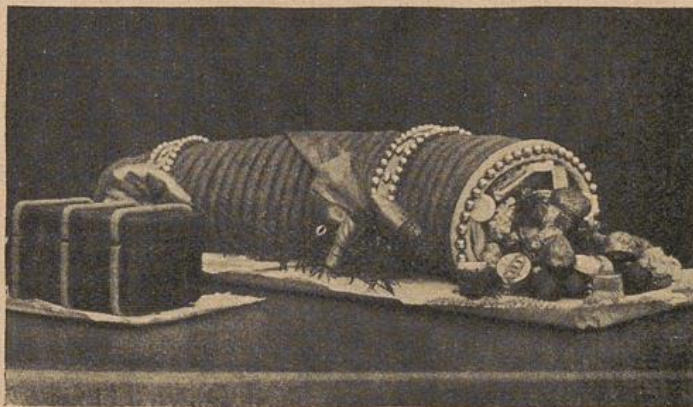
κ



Lieber Leser, liebe Leserin!

Unsere Haushaltungsschülerinnen (die Sonnenkinder) kommen auch wieder einmal sich dir vorzustellen und dich an diesen Zweig unserer Niederlassung zu erinnern. Sieh dir mal die muntere Schar an! Nicht wahr, du möchtest gewiß gerne auch deine Tochter als Sonnenkind sehen? Wenn ja, dann schicke es zur Haushaltungsschule nach Neuenbeken; es wird dich nie gereuen. Aufnahme Ostern!

Untenstehendes Füllhorn aus Mokkalcreme, gefüllt mit Pralinen, ist eine Weihnachtsarbeit unserer Haushaltungsschülerinnen.



Steppenbrand

Rhodesia

Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die ungeheure Steppe
Wälzt den ungeheuren Brand.

Gestern war es, an einem Sonntag. Es ist Ende September, die Zeit, wo die Hitze anfängt, für Menschen und Tiere schier unerträglich zu werden. So weit man sieht, ist die Steppe wie in einen feinen Dunstflor gehüllt, das ist die Gluthitze, welche die Erde zurückstrahlt. Darüber fegt ein scharfer, schneidender Wind, ein regelrechter Glutwind von der nahen Kalahari herüber. Das Weidevieh läßt krank die Köpfe hängen; der Hunger hält es auf den Beinen; gibt's da doch nichts anderes als ausgedörrtes Gras; sonst sieht man kaum eine Spur von Menschen oder Tieren. Was nicht unbedingt hinaus muß, hält sich im Schatten, wie spärlich er auch in der Steppe genährt ist.

Wir hier auf der Mission sind besser daran; da hat der unermüdlige Fleiß der Missionspioniere vor etwa mehr als zwanzig Jahren ansehnliche Gummibaum- und Fichtenpflanzungen angelegt, die mittlerweile zu mächtigen, köstlichen, Schatten spendenden Hainen herangewachsen sind. Doch um diese Zeit des Jahres ist es selbst im Schatten nicht recht geheuer. Man kann kaum ein Fenster offenhalten, im Nu ist alles mit feinem Flugsand dicht überdeckt. Gestern nun war es ungewöhnlich schlimm.

Alles war in Dampf und Nebel gehüllt, so daß man das Blau des Himmels nicht sehen konnte. Die Sonne warf einen fahlen rötlichen Schein auf die Erde; die Luft war wie zum Ersticken, voll Dampf und Sand. Eine unnatürliche Beklemmung schien sich auf alle Gemüter zu legen; wir Schwestern sahen uns fragend an. Das müsse zum mindesten eine Sonnenfinsternis sein, meinten wir und dachten schon daran, Glasstücke überm Herdfeuer zu schwärzen. Die Kinder lachten und sagten: „Es kommt vom Feuer.“ Gleich hörten wir auch schon Trompetenstöße, ganz ähnlich wie daheim das Feuersignal, und das Auto des hochw. Pater Superior, der mit seinen sämtlichen Brüdern zur Brandstätte eilte. Es sei nicht zu spassen mit dem Steppenbrand um diese Zeit des Jahres, meinte er. Erst kürzlich hätten die Zeitungen von großen Unglücken berichtet; eine schwarze Frau samt ihren drei Kindern verbrannt; und eine weiße Farmerfrau, die sich noch etwas aus ihrem brennenden Hause retten wollte, blieb mit den Kleidern in der Stacheldrahtumzäunung, die man hierzulande überall zur Abwehr gegen das Weidevieh hat, hängen. Ein Windstoß blies einen Funken vom nahen brennenden Gras auf ihre Kleider, und es war um sie geschehen.

Wie elend sind doch die armen Farmerleute, besonders die Frauen und die Kinder, in solchen Lagen daran.

So mußte auch gestern unsere nächste Nachbarin, eine jungverheiratete Frau mit ihrem Kinde einen langen Tag und eine noch entsetzlichere Nacht durchlebt haben. Ihr Mann ist Förster, der ansehnliche Waldungen angelegt hat, die gestern durch das Feuer schwer bedroht waren. Die Zerstörung der Waldungen wäre der Ruin des Mannes gewesen, und so mußte er fort zum Löschen. Die arme Frau blieb allein mit einigen schwarzen Buben zurück. Es ist begreiflich, wie schwer die Lösungsarbeit ist auf einsam gelegenen Farmen, wo nur einige schwarze Arbeiter zur Verfügung stehen. Auf einer Missionsstation, mit so vielen Knaben und Mädchen geht das schon leichter.

So kamen denn auch gestern auf das Trompetensignal die Kinder von allen Seiten herangestürmt, jauchzend und schreiend, als ging's zum lustigen Sport. Merkwürdige Leute; das Feuer übt auf sie einen so großen Reiz aus, daß sie, selbst wenn es in Gestalt eines daherbrausenden Feuermeeres an sie herantritt, mit ihm Scherz und Spiel treiben. Darum ist es auch nicht leicht, ihnen das Höllenfeuer abschreckend zu schildern.

Unsere jungen Schwestern hatten noch keinen Steppenbrand aus nächster Nähe gesehen; so ließ uns unsere Schwester Oberin alle mit hinausgehen; sie selbst blieb zur Pflege eines kranken Kindes, das sich in dem starken Wind eine schwere Lungenentzündung zugezogen hatte, zurück. Also hinaus zur Brandstätte; unsere Kleinen zeigten uns den Weg.

Schon nach wenigen Minuten sahen wir in einem gewaltigen Halbkreis dicke Wolken von Qualm und Rauch vor uns aufsteigen; Flammen sahen wir noch keine, hörten aber schon ihr unheimliches Knistern wie das Überspringen elektrischer Funken beim Gewitter. Der ganze Himmel war wie mit bleigrauen schweren Hagelwolken überzogen. Nach einer guten halben Stunde erreichten wir eine kleine Anhöhe, von wo aus wir die ganze ungeheure Brandstätte im Halbkreis überschauen konnten.

Ich erinnere mich nicht, in meinem ganzen Leben ein solch großartiges schauerlich schönes Schauspiel gesehen zu haben. Die Steppe schien in ein graufiges Schlachtfeld verwandelt; aus der Ferne hätte man es wirklich für ein solches halten können. Im Hintergrund flammten wohl zehn Meilen im Halbkreis an vielen Stellen mächtige Feuer wie Wachtfeuer auf. Etwa zwanzig Schritte vor uns war der Feind, das Lauffeuer, einer ungeheuren feurigen Schlange gleich, die sich vom Sturm gestachelt, zischend und funkensprühend voraus wälzte, unaufhaltsam, geradeswegs auf die Mission zu. Der Qualm und die Gluthitze benahmen uns fast den Atem. So wichen wir etwas seitlich zurück, uns die Verheerung ein wenig genauer anzusehen.

sehen. Ein riesiges schwarzes Totenfeld mit unzähligen Hügelchen, aus denen feine weiße Rauchstäbchen aufsteigen. Das ist der Dünger des Weideviehes, der das Feuer für lange Zeit, wenn alles andere verkohlt ist, glimmend erhält. Ein kräftiger Windstoß kann dieses Feuer wieder auffachen, und springt dann ein Funke auf die noch unverbrannte Steppe hinüber, so entzündet sich wieder ein neuer Brand. So kommt es, daß wir an heißen stürmischen Tagen fast nicht mehr aus dem Löschen herauskommen; manchmal ist die ganze Mission halbe Nächte lang an dieser Arbeit.

Wie wird nun aber gelöscht? — Selbstredend nicht mit Wasser, denn daran ist die Steppe ja so arm. Selbst wenn ein Fluß in der Nähe wäre, wäre es viel zu umständlich und beschwerlich, mit Wasser zu löschen. Unsere Naturkinder sind in derlei Nöten hundertmal praktischer und flinker wie wir Kulturmenschen. Wir wollen ihnen bei ihrer Arbeit zuschauen.

Die größte Mehrzahl der Buben und Mädchen ist mit dem hochw. Pater Superior und den Brüdern zum östlichen Kriegsschauplatz geeilt, weil dort die große Gummibaumpflanzung in Gefahr war. So kam es, daß wir Schwestern mit unsern fünf kleinen Mädchen ganz allein dem gewaltigen Feind im Westen entgegenstanden. Erst allmählich kamen vereinzelte Trupps von Löschern mit mächtigen Baumzweigen mit jungem Laub (es ist ja hier Frühling) bewaffnet dahergerannt. Ein mächtiger Anlauf gegen die Flammen, ein sehr flinkes Hin- und Herschlagen mit dem grünen frischen Baumwedel, ein ebenso rasches Zurückspringen, wenn der Wind gar so stark schürt, und der Feind ist bald geschlagen. Wir zeigten natürlich auch unsern guten Willen, indem wir uns an einige kleine vereinzelte Feuerchen wagten.

Die Kinder schauten uns halb belustigt, halb anerkennend zu. Da sahen wir von ferne den hochw. Pater Superior daherkommen. Auf der östlichen Front war demnach schon alles entschieden; das bißchen Arbeit hier war nur Kinderspiel. So konnten wir beruhigt mit den Kleinen den Heimweg antreten. Kaum waren wir einige Minuten auf dem Weg, da hörten wir Jauchzen und Hurra rufen; wir schauten um, und da bot sich uns ein eigenartiges Bild; wie, das wissen wir nicht, aber irgendwie hatten die Löscher, die doch in den verschiedensten Richtungen und weit voneinander ihre Arbeit getan hatten, vielfach durch hohes Buschwerk am Ausblick auf die Steppe gehindert, von der Ankunft des siegreichen General-Feldmarschalls (des hochw. Pater Superior) Kunde erhalten. Da kamen sie nun in geschlossenen Reihen wie Regimenter Soldaten, die grünen Baumzweige wie Flintenläufe über die Schultern gelegt, dahergerannt, jedenfalls, um sich ein Löbchen für ihre Heldentaten zu holen.

Einige Tage später hörten wir, daß vier Eingeborene in den Flammen umgekommen waren.

Viel interessanter noch war für mich ein Brand, den wir im ersten Jahre nach unserer Abreise von Europa erlebten. Die Erinnerung daran kommt mir jetzt fast wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ vor.

Damals waren die Eindrücke noch so neu und fremd, daß man sich manchmal die Frage stellte, ob man träume oder wache. Ich war mit den Kindern auf die Heuschreckenjagd gegangen. Das kann man aber nicht vor Sonnenuntergang tun, weil sich diese Tiere, solange es hell ist, nicht fangen lassen. Wir hatten nicht viel Glück an jenem Abend — es war fast Nacht — da wir den Hauptschwarm verpaßten. In einem brennenden Gehölz fanden wir wenige Summer. Doch unser lustiges Völkchen war nicht allzusehr enttäuscht; sie entschädigten sich durch die tausend lustigen Feuerchen, die, da es mondhell war, langsam weiterbrannten und, mit mächtigem Geschrei tanzten sie mitten darin herum. Ich werde den Anblick nie vergessen.

Der grelle Feuerschein ließ das eigenartig gestaltete Laub der Bäume und die muskeligen Gestalten der Schwarzen in einem grauisigen Lichte erscheinen. Ein Bild der Hölle, dachte ich unwillkürlich. Dieses Bild paßt recht zu den wenig ermutigenden Erfahrungen der ersten Jahre. Es ist die ewig alte und neue Wahrheit: „Ohne Kampf kein Sieg; ohne Kreuz kein wahrer Erfolg.“

z

**Arbeit macht des Lebens Lauf
Noch einmal so munter,
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.**

z

Lustige Ecke

Abhilfe. Bürgermeister: „Eine dumme Geschichte: Da lehnt sich der Fremde ans Brückengeländer, das morsche Holz bricht durch und er fällt ins Wasser, das darf nicht mehr vorkommen!“ — Brückenwärter: „Freilich nit! I hab gedacht, am besten nehmen wir's Geländer ganz weg . . . dann kann sich wenigstens keiner mehr anlehnen!“

Mir und mich. Ein Berliner wurde gefragt: „Speisen Sie im Gasthause?“ — „Nee“, antwortete er, „ick lebe vor mir und koche mich selbst.“

Zerstreut. „Herr Professor, es ist ein Gewitter im Anzuge.“ — Professor: „Dann klopfen sie ihn tüchtig aus.“



F ü r d i e K i n d e r

Unsere Kleinsten aus Rhodesia

Von Schwester Daria

Das Bild zeigt euch arme Waislein oder verstößene Kinder, die zur besseren Pflege zur Station gebracht wurden.

Nr. 1, das unsere Schwester Oberin auf den Armen trägt, ist schon ein schönes Engelein im Himmel geworden. Bernhard ist sein Name.

Nr. 2 ist der kleine Alfons, der 5 Monate alt und nur ein Gerippe war, als man ihn zur Station brachte.

Nr. 3 ist unser Nikolaus, ein kräftiges Kind von 6 Monaten, der Liebling von allen, jeder möchte mit ihm spielen und ihn versorgen.

Nr. 4 ist unsere kleine Punha, die noch nicht getauft ist. Seht, liebe Kinder, ihr habt das Glück, schon bald nach eurer Geburt getauft zu werden.

Nr. 5 ist die kleine Punha, eine arme Heidin, und darf erst getauft werden, wenn der Vater seine Zustimmung gibt, daß sie katholisch erzogen werden darf.

Nr. 6 ist unsere Noeline, das ärmste von all unseren Kindern. 6 Monate alt, verlor es seine Mutter; die Großmutter wollte sich nicht von dem Kinde trennen und übernahm dessen Pflege; aber Noeline magerte immer mehr ab. Mit 2 Jahren konnte sie noch nicht laufen. In diesem hilflosen Zustande brachte man das arme Geschöpf hierher, und vergeblich bemüht man sich, ihm ein Lächeln abzugewinnen.



Ibrahim, des Königs Erstgeborener.

Die größeren unter den Kindern helfen gerne mit in der Pflege der Kleinen. Unsere Schwester Olympia ist die Mutter im Kinderheim und versorgt schon 18 Jahre lang die armen Waislein.

★

Nun, meine lieben Kinder, wie hat euch die allererste Zusammenkunft unter Palmen gefallen? Nun kommt im Geiste zu uns unter Palmen und Bananenbäumen und von da auf die grüne schöne Wiese. Unsere 5 Büblein, die ihr auf dem Bilde seht, wollen ja nicht ruhig sitzen bleiben.

Ibrahim, der kleine Prinz und erstgeborene Sohn des christlichen Königs (Mangi), hat eine kleinen Wagen mit Pferdgespann von unserer Mutter Provinzialin bekommen, und der königliche Vater hat dafür in übergroßer Freude unsern Schwestern etwas für die Küche geschickt.

Jetzt sitzt Ibrahim auf dem Boden und ist schön müde vom vielen Springen; zudem horcht er auf das schöne Liedchen, das ihm Lina vorsingt und das er auch zum Teil schon mitsingen kann!

Hopp, hopp ho!

Das Pferdchen frißt kein Stroh;

Muß dem Pferdchen Haber kaufen,

Daß es kann im Trappe laufen.

Hopp, hopp, ho,

Das Pferdchen frißt kein Stroh.

Indessen fliegt gerade eine Schar grüner Papageien über Wiese und Garten; sie schreien mit ihrer kreischenden Stimme



Otto.

aus voller Kehle. Das ist etwas für den kleinen dicken Johann; der immer lachen muß, während der noch kleinere Philipp fast erschreckt dreinschaut. Der große Peter und der kluge Georg horchen aber nicht auf die lärmenden, fliegenden Papageien, die haben sie schon oft gesehen, sie denken nur im stillen, wenn nur Ibrahim einmal den Wagen oder wenigstens die zwei Pferdchen ausspannen ließ, sie möchten doch so gerne damit spielen. Peter meint, er würde sich ein Seil davor anbinden und dann mit Wagen und Pferdchen und dem Ibrahim dazu weit davon laufen. Er wüßte überhaupt den Wagen viel besser zu verwenden.

In der Küche hat er gehört, daß Schwester Thiadildis sagte,

die reifen Orangen müßten morgen gepflückt werden. Das wollte er tun und sie dann in das Wägelchen laden, die Pferde davor spannen und damit in die Küche fahren zu der freundlichen Schwester, die ihm ganz gewiß eine oder zwei schenken würde.

Heute ist nun Sonntag, und darum haben die Buben ihre schönen neuen Kleider an, welche gute Wohltäter zu Weihnachten geschickt haben. Der kleine Wagen und die Pferdchen kamen ja auch mit dieser Sendung. Nun, sie dürfen ja auch alle mitspielen. Etwas neidisch ist Peterchen wohl, aber er weiß gut, daß Neid und Geiz eine Sünde ist und will darum lieber brav sein wie der sechsjährige Otto aus dem Rheinland, welcher diesen Wagen und die Pferdchen und noch anderes Spielzeug für die schwarzen Negerchen geopfert hat, und zwar alles noch ganz nagelneu.

Das muß doch wirklich ein lebenswürdiger Knabe sein, der weiße Otto mit den blonden Locken und dem freundlichen Lächeln! Wer weiß, ob er nicht selbst noch einmal nach Afrika kommt, da er die schwarzen Kinder so sehr liebt. Wäre das möglich, liebe Kinder? Und wie? Gewiß, da müßte Otto ein Missionar werden wollen, und Tante Engelberta hofft wirklich, daß manche Leser und Leserinnen der roten Caritasblüten nach Afrika kommen. Das gebe Gott!

Tante Engelberta.

Große Kinder

Vater Superiors Küchenjunge Panganaji, ein baumlanger und sonst recht gewitzter Kerl, kam regelmäßig, um sich seinen Bedarf an Zucker, Butter usw. für den Tisch der hochw. Väter und Brüder zu holen. Seit einigen Tagen war er außergerwöhnlich häufig gekommen, so daß Schwester Dagoberta ihm nicht recht traute. Sie stellte ihn also zur Rede: „Ich glaub', Dir schmeckt der Zucker auch nicht übel, gelt?“

„Was, Schwester, meinst Du vielleicht, ich hätt' gestohlen; nein, stehlen, das bring ich nicht fertig.“

„Aber, ich seh' es Dir ja an, auf Deiner Stirn steht's ja geschrieben.“

Da hättet ihr das verdugte Gesicht sehen sollen. Im Nu war er um die Ecke und verschwunden.

Gerade hatte die Schwester dann im Keller etwas zu tun. Da sah sie ihn durch die Türriße in einem verborgenen Winkel stehen, wie er sich mit höchster Anstrengung die Stirne abrieb. Das verräterische Mal mußte doch um jeden Preis von der Stirn herunter.

*

Aus dem Religionsunterricht.

Schwester: „Warum versteckte sich der Teufel in der Schlange?“

Kind: „Er fürchtete sich, Eva werde ihn schlagen, wenn sie ihn sehe.“

★

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Bochum Mk. 21.—, Aloysius; N. N. Mk. 21.—, Johannes; Heiligenstadt Mk. 21.—, Margareta; Neife Mk. 21.—, Paul; Bewelsburg Mk. 21.—, Johannes; Dortmund Mk. 21.—, Elisabeth; Neuenbeken Mk. 21.—, Maria; N. N. Mk. 21.—, Anna-Elisabeth; für ein Heidenkind Maria-Martha aus Dülken Mk. 21.—; Hundsfeld Mk. 21.—, Alois; Horrem Mk. 21.—, Elisabeth; Durlach Mk. 21.—, Cäcilia; Birkenfelde Mk. 21.—, Johann-Baptist-Leonhard; Diedorf Mk. 21.—, Anna; Roden Mk. 44.—, N. N.; Schröck Mk. 63.—, Anton, Theresie, Karoline; Dortmund Mk. 21.—, Antonius-Maria-Joseph; Münstermaifeld Mk. 20.—, Johann-Joseph.

Für die Mission: Wieschowa Mk. 11.50, N. N. Mk. 3.—, Schussenried Mk. 7.50, Hörden Mk. 1.—, N. N. Mk. 2.—, Schröck zu Ehren des heiligen Judas Thaddäus und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu Mk. 5.—, Zell a. M. Mk. 2.50, Paderborn Mk. 3.— für Südafrika, Münster Mk. 3.—, Walldürn Mk. 2.—, Kirchhellen Mk. 2.50 Hegles Mk. 2.—, Landau Mk. 5.50, Schröck Mk. 100.—, Wailstadt für Ostafrika 2.50, Markelsheim Mk. 8.—, Neidingen Armenbrot zu

Ehren des heiligen Antonius für die Missionen von mehreren Wohltätern gesammelt Mk. 10.—, Essen-West Mk. 20.—, Miesenheim Mk. 5.—, Aichaffenburg Mk. 1.50, Dillingen Frs. 50.—, Schmerbecke Mk. 3.—, Duisburg-Meiderich Mk. 7.50, Würzburg Mk. 20.—.

Für die Heidenkinder: Wieschowa Mk. 1.—.

Almosen: Oppeln Mk. 3.—, Dortmund Mk. 3.—, Markelsheim Mk. 7.50, Niedorf Mk. 3.—, Brotdorf Mk. 8.22, Essen Mk. 2.50, Dachau Mk. 2.50, Berlin Schönberg Mk. 2.50, Würzburg Mk. 1.50.

Zur Ausbildung der Schwestern Buchholz Mk. 1.50.

Für Missionszwecke: Chrumczüg Mk. 5.—.

Für den Neubau einer Kirche: Himmelsthür Mk. 5.—.

Für eine arme Kirche in Afrika: Elgermühle Mk. 10.—.

Für die Missionschule zur Ausbildung von Missionslehrerinnen: Horrem, gesammelt von mehreren Wohltätern Mk. 20.—, Neidingen zu Ehren der heiligen Familie in einem großen Anliegen Mk. 10.—.

Willst du glücklich sein auf Erden, trage bei zu anderer Glück, die Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigne Herz zurück. Dies tun in hervorragender Weise alle jene, die mithelfen, durch ein, wenn auch noch so kleines Scherflein, daß auch arme, brave Mädchen ihr schönes Ziel, einst als Missionslehrerin in Afrika wirken zu können, erreichen. Durch diese tragen die Wohltäter dann auch bei, daß vielen armen Heidenkindern das Glück zuteil wird, den lieben Heiland kennenzulernen, der dies doppelte Liebeswerk auch gewiß doppelt lohnen wird.

Allen lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt es Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi!

Gebetserhörungen

Der himmlischen Mutter Maria und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu besten Dank für Erhörung. F. B. Büsbach.

Öffentlicher Dank. Dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und dem heiligen Antonius innigen Dank für Erhörung und Bitte in großem Anliegen.

Rätsellese

Zwei Männer haben Schafe; der eine sagt zum andern: „Gib mir eins von deinen Schafen, dann habe ich doppelt soviel wie du.“ „Nein“, sagt der andere, „gib mir eins von deinen, dann habe ich gerade so viel wie du.“ — Wieviel hat jeder?

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

1. Eine Waise, weil sie von fremden Leuten aufgezogen wird.
2. Der Küfer, weil er alles reiflich überlegt und faßlich darstellt.
3. Die Haut.